



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Griechenland und die Großmächte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geringfügig waren und in die gleiche Bindel gewickelt werden können.“ Und bisweilen ist der Ausdruck geradezu geschmacklos, ermüdend lange Sätze hemmen den Fluß der Rede, und selbst stilistische Fehler sind nicht selten.

Als hervorragender Stilist kann Keller auf keinen Fall bezeichnet werden. Er hatte für die Form ebenso wenig Sinn wie für Rechtschreibung und Interpunktion. Zur Erheiterung der Leser möge hier am Schluß eine Stelle aus einem Briefe Kellers von 1860 stehen, wo er Auerbach auffordert, seine Korrektur zu besorgen: „Wobei ich Sie bitten müßte, die häufigen Ungleichheiten in der Rechtschreibung, wie große oder kleine Anfangsbuchstaben u. s. f., deren Beseitigung mir im Manuskript immer ein bitteres Kraut ist, mit dem Rotstift zu berücksichtigen, im Falle Sie dadurch genirt sind. Mir selbst ist das durchaus gleichgiltig. Ich verfare immer nach augenblicklicher Eingebung, je nach dem Gewicht, das ich auf das Wort lege.“

Trotz all dieser Schwächen und Wunderlichkeiten, die jeder ruhige Beobachter an den Werken Kellers wahrnehmen und empfinden wird, stehe ich nicht an, ihnen, insbesondere den Novellen, die Wertschätzung angedeihen zu lassen, die ihnen zukommt. Einige, zu denen ich in erster Linie das „Fähnlein der sieben Aufrechten“ und den „Landvogt von Greifensee“ rechne, gehören zu dem Besten, was die deutsche Litteratur in dieser Art aufzuweisen hat. Wenn ich dennoch nicht in das maßlose Lob einstimme, das viele seiner Verehrer dem Dichter gespendet haben, so glaube ich das genügend begründet und damit einen Beitrag geliefert zu haben zu einer wirklich gerechten Würdigung des Dichters Gottfried Keller.



Griechenland und die Großmächte



ffenbar befinden sich augenblicklich die europäischen Großmächte und mit ihnen leider auch Deutschland in einer richtigen Sackgasse. Ihre Einmischung in die kretisch-griechischen Dinge ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß sowohl die aufständischen Kreter als das kleine Königreich Griechenland sich dem „einnütigen Willen Europas,“ d. h. ins Praktische übersezt, dem, was die Regierungen der sechs Großmächte im Interesse des sogenannten Weltfriedens und der plötzlich so überaus kostbaren „Integrität“ des osmanischen Reichs für gut befinden würden, gehorsamst unterwerfen müßten, und auch der ungeheuern Mehrheit der deutschen Presse und dem deutschen Reichstage läßt sich

der Vorwurf nicht ersparen, daß sie das Möglichste gethan haben, um die deutsche Diplomatie in der eingeschlagenen Richtung zu bestärken, dagegen für das fittlich-nationale Problem, das hier vorliegt, nicht das geringste Verständnis gezeigt haben.

In keinem der abendländischen Parlamente war die Debatte über die orientalischen Verwicklungen so unbedeutend wie im deutschen Reichstage, wo immer nur vom „Weltfrieden,“ von dem verletzten „Rechtszustande“ und dergleichen mehr, mit keinem Worte aber von dem Kern der ganzen Frage die Rede war, und die deutsche Presse hat seit Wochen die Griechen mit einer wahren Flut von beleidigendem Hohn und wegwerfender Geringschätzung überschwemmt. Ein verkommnes Volk auf einer verkommenen Insel heißen die Kreter, Griechenland ist ein prahlerischer Gernegroß, ein frecher Ruhestörer, die griechische Verwaltung ebenso schlecht oder noch schlechter als die türkische, und das alles wird in einem Tone der Unfehlbarkeit vorgebracht, die nur noch von der Unwissenheit der Herren Journalisten übertroffen wird. Warum und wozu? Steht es uns Deutschen zu, die wir erst vor dreißig Jahren unter schweren Kämpfen die Grundlagen unsrer Einheit gewonnen haben, die ähnlichen in ihrem Kern durchaus berechtigten Bestrebungen eines zwar kleinen, aber rührigen und energischen Kulturvolks zu bekämpfen, nur weil sie uns augenblicklich nicht ganz bequem sind? Wir sehen dabei noch ganz davon ab, daß die Kronprinzessin von Griechenland eine Schwester unsers Kaisers ist. Aber bestehen nicht sogar seit Jahrzehnten die vielseitigsten materiellen und geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland? Studiren nicht junge Griechen mit Vorliebe bei uns, haben nicht unsre Wissenschaft und unsre Schulen den Griechen als Vorbild gedient, arbeiten nicht beständig deutsche Gelehrte auf griechischem Boden? Was würde Ernst Curtius sagen, wenn er noch lebte! Die philhellenische Begeisterung der zwanziger Jahre wird jetzt niemand von uns verlangen, aber wozu dieser feindselige Hohn, der ein patriotisches Volk, wie die Griechen ohne allen Zweifel sind, aufs tiefste empören muß? Leider hat die Haltung unsrer Regierung dies ganz ohne Not herbeigeführte Verhältnis noch wesentlich verschärft. Daß von Berlin aus die Anregung gegeben wurde, auf Kreta wenigstens etwas zu thun, das war vielleicht in der Ordnung; aber daß gerade unsre „Augusta“ am 21. Februar bei Ranea den ersten Schuß auf die kretischen Aufständischen abgab, das hätte vermieden werden können und müssen, schon weil dadurch der Schein erweckt wurde, als ob Deutschland den griechischen Bestrebungen ganz besonders feindselig gegenüberstünde. Jetzt heißt es im ganzen griechischen Orient: Der erste Schuß auf Griechen ist von einem deutschen Schiffe gefallen, und der ganze erbitterte Haß richtet sich in erster Linie gegen uns. War das nötig? Sind wir so reich an Sympathien im Auslande, daß uns das so ganz gleichgiltig sein könnte? War es ferner nötig, daß die deutsche Diplomatie von Anfang an eine ganz besonders schroffe Haltung annahm, daß

sie es für ihrer unwürdig erklärte, noch weiter in Athen zu verhandeln, daß sie als Vorbedingung für jede neue Ordnung der Dinge auf Kreta die Wiederherstellung des verletzten Rechtszustandes durch Zurückziehung der griechischen Truppen und Schiffe verlangte, beiläufig, ohne die Mittel zu haben, damit auch nur bei den andern Großmächten durchzubringen? War uns irgend welche Ordnung auf Kreta wirklich so viel wert, um alles zu zerstören, was an deutschen Sympathien in der griechischen Welt vorhanden war, und unser Ansehen zu riskieren? Schon jetzt beginnen auch unsre Geschäftsleute die Folgen einer so temperamentvollen Politik empfindlich zu fühlen.

Und wozu hat denn nun all dies Drohen und Höhnen geholfen, was haben selbst die Geschütze und Matrosen der europäischen Flotten ausgerichtet? Sie haben einige kretische Küstenstädte besetzt, das ist alles; im Innern geht der mörderische Bürgerkrieg fort. Von den Voraussetzungen unsrer scharfsichtigen Diplomatie ist nicht eine zugetroffen. Die Kreter haben sich bis jetzt der ihnen angebotenen Autonomie nicht unterworfen, sie wollen die Vereinigung mit dem Königreich Griechenland; dies selbst hat das Ultimatum der Großmächte rundweg abgelehnt und ruft unter Waffen, was es aufbieten kann. Wir stehen also vermutlich an der Schwelle eines griechisch-türkischen Krieges. Dazu hat es die großmächtlige Einmischung im Namen des „Weltfriedens“ gebracht, denn erst sie hat die Griechen zum äußersten getrieben.

Was soll denn nun geschehen? Es ist von einer Einschließung Kretas die Rede, um durch Ausshungerung die Unterwerfung zu erzwingen. Eine sonderbare Politik, die den Kretern eine Freiheit, die sie schlechterdings nicht wollen, durch das sanfte Mittel der Hungersnot aufzwingen will! Welche Summe von Elend und Erbitterung, selbst wenn der Plan gelänge! Und ob er gelingt? Man hat schon berechnet, daß die bloße Einschließung der großen Insel von zweihundertsechzig Kilometer Länge etwa vierzig Kriegsschiffe erfordern würde (was bei einer Küstenlinie von mindestens sechshundert Kilometern Gesamtlänge auf fünfzehn Kilometer ein Schiff ergeben würde), und ob diese Blockade wirksam sein wird, ja ob sich überhaupt eine völlige Absperrung einer so buchtenreichen Küste kühnen Seeleuten gegenüber wird durchführen lassen, das ist nach frühern Erfahrungen mindestens sehr zweifelhaft. Gewaltige Kosten, die mit dem zu erreichenden Zwecke in gar keinem Verhältnis stehen, wird die Maßregel den beteiligten Mächten jedenfalls verursachen. An eine Unterwerfung der Insel mit Waffengewalt aber ist bei ihrem Hochgebirgscharakter und bei der zähen Ausdauer, die dies „verkommene“ Volk den Türken gegenüber stets bewiesen hat, gar nicht zu denken; sie würde eine ganze große Armee und ungeheure Opfer an Menschen erfordern, die keine Großmacht bringen wird und bringen kann, außer für ihre eignen Interessen. Ist die Blockade Kretas schon schwierig, so wird die Blockade Griechenlands noch viel schwieriger sein. Und ob sie etwas helfen wird? Ob sie auch nur den Aus-

bruch eines griechisch-türkischen Krieges verhindern wird? Man kann sich sogar denken, daß sie in diesem Falle den Griechen gar nicht so unwillkommen wäre, weil sie doch auch türkische Landungen verhindern würde. Wie lange aber wird denn die europäische Handelswelt eine solche Sperre ertragen? Wie dem nun auch sein mag, die Großmächte haben nur die Wahl, einen nichts weniger als ehrenvollen Rückzug unter irgend welchem leidlichen Vorwande anzutreten, oder, lediglich um ihre allerdings aufs Spiel gesetzte Autorität einem „machtlosen“ Kleinstaate gegenüber zu behaupten, einen im höchsten Grade gehässigen Zwang anzuwenden, der sie, man mag sagen, was man will, zu Bundesgenossen der Türken stempelt, und dessen Erfolg doch höchst unsicher ist. Non credis, mi fili, sagte der alte schwedische Kanzler Oxenstjerna, der Minister König Gustav Adolfs, *quam parva sapientia regitur mundas*.

Unter allen Umständen wäre es schade um jedes Korn Pulver, das Deutschland an eine solche Politik noch wendete, und vollends die Knochen unsrer braven Matrosen sind uns dafür viel zu gut. Wir würden gegen eine Vernichtung Griechenlands durch die Türken, die militärisch sehr wohl möglich ist, im Interesse der Menschlichkeit und der Bildung allerdings mit einschreiten müssen, denn die Akropolis mit ihren Denkmälern ist uns nicht der Gegenstand etwaiger militärischer Operationen, wie früher den Türken und jetzt wieder dem offiziellen Hamburger Korrespondenten, sondern heiliger Boden; wir hätten auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn sich Deutschland vorbereitete, auch an seinem Teile die Erbschaft der doch dem Zerfalle zutreibenden Türkei mit anzutreten und würden von diesem Gesichtspunkte aus auch das rasche Vorgehen unsrer Diplomatie verstehen können trotz der unbequemen Folgen, die es augenblicklich für uns hat, weil es in diesem Falle darauf ankommen würde, von Anfang an zu zeigen, daß uns die Mittelmeerfragen nicht mehr gleichgiltig sein können, wie vielleicht früher. Aber an der Seite der türkischen Truppen, der albanesischen Banden und des Gefindels von Baschi Bozüks dürfen unsre Seeleute nicht stehen, auch nicht dem Scheine nach. Freilich, bei der schimpflichen Schwäche unsrer Flotte werden wir unter allen Umständen in jenen Gewässern vorerst eine ziemlich klägliche Rolle spielen, und es wird leider für den Erfolg ganz gleichgiltig sein, ob die „Augusta“ vor dem Piräus liegt oder in Wilhelmshaven. Das eine Gute wird hoffentlich die ganze Verwicklung für uns haben, daß sie dem Reichstage endlich die Augen darüber öffnet, wo wir stehen. Wir erhitzen uns die Köpfe über Christlich=sozial, National=sozial, Organisation des Handwerks, Margarine und andre hochwichtige Dinge mehr, aber die ungeheure Gefahr, in der unsre ganze Zukunft und Weltgeltung schwebt, wenn wir uns nicht aufraffen und trotz aller Bosheit, Dummheit und Heulmeierei die Flotte schaffen, die wir brauchen, die sehen wenige. Darüber unser in der großen Politik immer noch kindlich unreifes Volk aufzuklären, das wäre jetzt die erste und wichtigste Aufgabe der deutschen Presse.

Denn lehnte der Reichstag wirklich die sehr mäßigen Forderungen der Regierung ab, fände die Regierung nicht den Entschluß, die Frage durchzukämpfen, und wären das wirklich der Reichstag und die Regierung, die unser Volk verdient, dann wehe unsrer Zukunft!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die österreichischen Wahlen. Die Neue Freie Presse jammert: Nicht einmal die wilden Flammen der Sozialdemokratie haben das Eis des Gletschers politischer Gleichgiltigkeit zu schmelzen vermocht, der das Zentrum der Monarchie bedeckt! Die Germania jubelt: Ein Blitz ist vom Himmel hernieder gefahren und hat das goldne wie das rote Kalb [was für Hörner hat doch dieses Kalb schon!] zermalmt! Uns kann weder jener Jammer rühren noch dieser Jubel ergreifen — das ganze Wahlergebnis ist uns gleichgiltig; weiß doch ohnehin schon seit einem Jahre jedermann, wie es im nächsten Abgeordnetenhaus aussehen wird. Baden wird den Ausgleich, und was er sonst braucht und wünscht, von seinen Polen, von den Tschechen, den Christlich-sozialen und den Merikalen bekommen; ob die Häuflein der Deutschliberalen und der Deutschnationalen — daß sich beide andre Namen beigelegt haben, macht sie nicht stärker — durch gehorsame Beistimmung ein wohlwollendes Kopfnicken oder durch kühne Opposition ein ironisches Lächeln Badens zuziehen, ist politisch nicht von Bedeutung, und Bernerstorffer wird sich ein wenig schonen können, da er in seinen Reden für Arbeiterschutz und Pressefreiheit und gegen Korruption von ein paar Arbeitervertretern abgelöst werden wird.*) Interessanter als das Ergebnis ist der Verlauf der Wahl. Daß in den drei industriellen Provinzen alle feindlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zusammengestanden haben, ist nichts besonderes, sondern eine ganz allgemeine Erscheinung; dagegen haben Galizien und Wien einen eigentümlichen Charakter gezeigt. In dem rein agrarischen Galizien befindet sich die ganze Bauernschaft in der Opposition. Wenn wir der Wiener Arbeiterzeitung glauben dürften, wäre es dort bei der Wahlmännerwahl folgendermaßen zugegangen. Je nach den örtlichen Verhältnissen werden entweder die bäuerlichen Wähler eingesperrt, bis die Herren die Wahlmänner ernannt haben, oder die Herren sperren sich für das Geschäft ab und lassen die Bauern nicht in das Wahllokal hinein; fügen sich diese nicht geduldig, so wird von Gendarmen und Soldaten in sie hinein gestochen, gehauen und geschossen. Zwischen West- und Ostgalizien besteht der Unterschied, daß die Geistlichen dort zur Herrenpartei gehören, hier, als Ruthenen, zur Bauernpartei; die Propinationsjuden sind in beiden Hälften des Landes Werkzeuge der Herren. Nach den übrigen Blättern haben die Bauern, man sieht nicht deutlich aus welchen Gründen und zu welchem Zweck, bei den Wahlen Unruhen erregt. Für den Zeitchronisten war die Arbeiterzeitung wertvoller

*) Eben lesen wir, daß er in seinem Wahlkreise Wiener-Neustadt durchgefallen ist, also überhaupt nichts mehr zu sagen hat.